

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wiß in Breslau.

Nr. 90.

Mittwoch, den 9. November 1864.

II. Jahrgang.

Die **Breslauer Hausblätter** erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die Kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben. Inserate werden bei einer starken Auflage mit $1\frac{1}{2}$ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und in der Expedition, Universitätsplatz Nr. 16, angenommen.

[Stand der Weltfäden.] In Wien hat Graf Rechberg, Oberpolitikus des Aeußern, dem Grafen v. Mensdorff-Pouilly, bisher Statthalter und kommandirender General in Galizien, Platz gemacht, wahrscheinlich um dem Cabinet freiere Hand zu schaffen zu den Bindungen, die etwa zu exerziren sind, um mit Napoleon, Preußen und dem übrigen Deutschland sich leidlich auseinanderzusetzen, also eine Politik der freien Hand zu inauguriren, die ungefähr das besagt, als wenn Jemand „von der Hand in den Mund“ und auf gut Glück zu leben beschließt. Man bestreitet zwar, daß der Personenwechsel eine Systemänderung bedeute und mag diese allerdings nicht zur Zeit beabsichtigt sein. Thatsächlich aber ist der Wechsel eine Brücke zu eventuellen etwa räthlich scheinenden Uebergängen und vielleicht auch ein Sieg der sogenannten liberalen Seite des Ministeriums; denn Graf Rechberg war dessen vorzüglichste konservative Stütze. Es ist übrigens möglich, was der Bonaparte, sobald er etwas eingefädelt, unter den Potentaten für einen Schrecken zu Wege bringt. Kaum daß er die Zettlung mit Turin gemacht, so macht der Auser einen Abstecher nach Nizza, Herr v. Bismarck reist in's Bad und Graf Rechberg fühlt sich angegriffen und bittet um den Laufpaß.

Nur der Papst, den doch die neue Zettlung vorzüglich berührt, scheint am wenigsten um den Ausgang besorgt, weil er mit seiner Politik nicht auf dem Boden steht, wo nichts über die „Piffigkeit“ geht. Er bleibt sich gleich in seinem Gottvertrauen, das sich durch einen Rückblick auf seine Regierung allerdings nur kräftigen kann. Darüber schrieb jüngst die französische Zeitung „Le Monde“ sehr schön: „Wie viele Könige sind nicht seit Louis Philipp's Zeiten gestürzt! Wie viele mächtige Souveräne sind nicht gleich dem Czar Nikolaus in ihrem Stolz gedemüthigt worden! Wie viele Revolutionen und Kriege haben nicht stattgefunden! Wie wenig gleicht das Europa von 1846 dem von 1864! Das Volk hat nicht länger mehr die nämlichen Institutionen, die nämlichen Ideen bestehen nicht mehr; selbst die materielle Welt ist durch Eisenbahnen, Telegraphen und die fast gänzliche Wiederaufbauung der bevölkersten Städte verändert und umgewandelt worden. Noch nie wurden in gleicher Zeit mehr Um-

stürze und Ruinen bewerkstelliget! Und über diesen Ruinen und all' diesen erstaunlichen Veränderungen steht noch immer der Mann, dessen Thronbesteigung das Zeichen so vieler Aufregungen geworden war; der Mann, den Gott bestimmt hatte, über diese großen Bewegungen zu präsidiren, das Gute derselben zu leiten, den Ausschreitungen Einhalt zu thun und um wenigstens Solchen, die auf seine Warnung hordhen, den rechten Pfad zu zeigen, auf die Klippen aufmerksam zu machen und das Heilmittel gegen die Uebel und Irthümer der Zeit anzugeben. Pius IX. blieb seiner Mission stets treu; aber das Volk, oder Jene, welche das Volk leiten und führen, haben es verschmäht, auf seine Stimme zu hören. Man beschuldigte ihn, als sei er zur Vergangenheit zurückgekehrt, nachdem er die Zukunft eingeweiht hatte. Die Welt will eben nicht einsehen, daß er nur das verdammt, was die Interessen der Zukunft gefährdet und daß nur er allein die wahre Lebens-Doctrine besitzt, indem er das entwirrt, was allbereits existirt, aber niemals zu zerstören beginnt, indem das Leben nie aus dem Tode hervorgeht.

„Die Triumphe der Kirche waren unter Pius IX. ganz augenscheinlich. Ein Blick auf das achtzehnjährige Pontificat wird das beweisen. Die liberale und revolutionäre Scheinheiligkeit wurde überwunden; die Hierarchie in England und Holland wieder errichtet; zahlreiche Concordate mit den ersten Mächten abgeschlossen; die römische Liturgie in Frankreich wieder eingeführt; neue Diözesen errichtet und Missionen in heidnischen und heidnischen Ländern gegründet; die innigste Vereinigung der Bischöfe mit dem Papst, der Geistlichen mit den Bischöfen und der Gläubigen mit den Geistlichen bewerkstelliget; die Erklärung der unbefleckten Empfängniß wurde mit allgemeinem Beifall von der ganzen katholischen Welt aufgenommen, während in den letzten Jahren die sprechendsten Manifestationen der Ergebenheit zum hl. Stuhle und zu jener zeitlichen Gewalt, welche die nothwendige Sicherheitswache jener Unabhängigkeit unseres geistigen Vaters ist, die in dem Peterspfennig so deutlich veranschaulicht wird, sich kund gaben; die Vermehrung aller Arten von guten Werken, die Rückkehr von Protestanten zur Kirche und die Zeugnisse, welche dem Papstthum und dem Katholizismus von Staats-

männern und den hervorragenden Schriftstellern unserer Zeit gegeben werden. Welche Triumphe in Mitte so vieler Bitterkeiten! Welche Hoffnungen in Mitte so vieler Ursachen der Entmutigung! Welch' moralische Kräfte in Mitte der furchtbaren Schwäche unserer Zeit! Dies Alles wurde durch die unüberwindliche Ausdauer Pius IX., durch seinen Glauben in die göttlichen Verheißungen, seine Andacht zur jungfräulichen Gottesmutter, mit einem Worte, durch den Besitz der Wahrheit und den entschiedenen Entschluß, dieselbe zu verteidigen und zu unterstützen und seinen Anspruch auf seine Rechte unter allen Umständen und gegen alle Feinde hervorgebracht."

Wenn in unserer Zeit mit Recht geklagt wird, daß vielen die Sonne des wahren Glaubens untergegangen und daß sie wieder in heidnische Dummheit zurückgesunken sind, so bestätigt sich auch eine andere schon im Heidenthum vorfindlich gewesene Wahrheit, daß, wo der Glaube abnimmt, der Aberglaube zunimmt. Denn niemals war dieser größer, als in der Blüthezeit heidnischer „Aufklärung.“ So auch jetzt, wo bei der modernen Aufklärung Eiskälte, Alogismus, Wahrfägerserei best gedeihen. In einem Prozeß in

München hat sich kürzlich auch eine andere Spezies von Aberglauben gezeigt; denn der ehemalige Oberlieutenant Clemens W., welcher am 24. August l. J. in I. Instanz zu 1½ Jahren Gefängniß wegen seines betrügerischen Lottos-Geheimmittels verurtheilt worden war, versetzte nach der „B. Ztg.“ bei Verhandlung der von ihm gegen jenes Urtheil erhobenen Berufung vor dem Appellationsgerichte den hohen Senat und die Zuhörer in die größte Heiterkeit. Die Verteidigung gab sich nämlich Mühe, das juristische Merkmal des Betrugs dadurch hinwegzubringen, daß sie sich auf W.'s Behauptung, er selbst glaube fest an die Unfehlbarkeit seines Mittels, stütze, und daß er also bona fide gehandelt habe. Zur Begründung seines Glaubens läßt sich W. also vernemen: „Reichliche Erfahrungen stehen mir zur Seite, daß Unannehmlichkeiten von Daten und Jahreszahlen abhängen, und zwar nicht nur für einzelne Menschen, sondern für ganze Generationen. Denken Sie an das Unglücksjahr 1848, zählen Sie die Quersumme der Ziffern, und Sie haben 3 mal 7! — Am 13. Juli 1841 bin ich zum Militär gegangen, betrachten Sie das unglückliche Datum! 13 an und für sich, Juli ist der siebente Monat, 1841 giebt addirt wieder 2 mal 7! Sieben Jahre war ich Lieutenant im 14. Regiment, und als ich meine Ernennung zum Oberlieutenant im 13. Regiment erhielt, ahnte mir gleich nichts Gutes. Am 7. April wurde ich entlassen, am 7. Mai zwischen 12 und 1 Uhr, also in der 13. Stunde, verhaftet und in Nr. 14 auf der Polizei eingesperrt. Da konnte freilich nichts Besseres nachkommen, und siehe da, ich kam wirklich in die Frohnveste, und zwar in Nr. 34, und da haben Sie wieder in 3 und 4 die unglückliche Sieben!“ Da, auf W. die Sieben in ihren Complicitäten mit der Drei so unglücklichen Einfluß übt, so mußte er auch gestern schon von der Erfolglosigkeit seiner Berufung im Voraus überzeugt sein, denn zum hohen Gerichtshof gehörten 7 Personen auf 7 Stühlen, im Ganzen waren 13 Per-

sonen anwesend, die zwei vorhandenen Tische zählten 7 Stühle und sogar der Wache habende Genßdarm trug 21 Uniformknöpfe.

Aus Baden, wo sie auf die Höhe der Zeit klettern, wahrscheinlich um tief zu fallen, meldet man dem „M. Volksboten“: „Was viele Gemüther mit der bangsten Besorgniß erfüllt, ist der sittliche Standpunkt, den man seit einiger Zeit schon an einer ziemlichen Zahl junger Lehrer wahrgenommen hat. Daß schon seit längerer Zeit bestandene Anlämpfe wider die Autorität des geistlichen Direktors, sowie das heimliche, oder von irreligiösen Aufsehern geduldeten Lesen der unsaubersten Schriften im Schullehrerseminar ist nicht ohne Folgen geblieben. Nicht nur, daß Vaterchaftsklagen gegen junge Unterlehrer vorkommen, selbst bei verheiratheten Lehrern kommen empörende Vergehen und Verbrechen wider die Sittlichkeit, Mißbrauch unmündiger Kinder und mehr erwachsener Sonntagsschülerinnen vor. Vor wenigen Jahren erregte eine diesfällige Schwurgerichts-Verhandlung das Entsetzen des Publikums; in einer andern Gemeinde des badischen Oberlandes mußte wegen ähnlicher Vorgänge der Gottesacker neu geweiht werden; wieder in einer andern Gemeinde wollten die Eltern ihre Töchterchen nicht mehr in die Schule schicken wegen der schändlichen Mißbräuche, die sich ein so gearteter Unterlehrer erlaubt hatte. Ja es ist uns ein Fall bekannt, wo ein solcher im vollen Unglauben ohne allen Trost der Religion hinsterbender Wüstling hohnlachend einem jungen Manne erzählte, daß er und noch ein anderer Unterlehrer innerhalb eines gewissen Zeitraums mehr als 120 Sonntagsschülerinnen der Reihe nach mißbraucht hätten!“ Ob derartige allerdings nicht der Gesamtheit zur Last fallende Erscheinungen die daselbst projektierte noch größere Verwelschung der Schule befürwortet? Standal über Standal, wohin man sieht, trotz der oder vielleicht auch gerade wegen der vielgerühmten Bildung ohne die Herzens- und Charakterweihe der göttlichen Religion!

Bekanntlich assistirt der Raubgesellschaft in Italien die europäische revolutionäre und zumeist auch die liberale Schreiberzunft und treibt für sie Schönschreibererei. So sollte auch das „befreite“ Italien, nämlich das von den Geboten Gottes und der Rechtsschaffenheit und Ehre möglichst „befreite“, die Bildung daselbst in's Große fördern. Wie steht's damit, bloß die Hochschule beachtet?

Welch' großartige Fortschritte das „neuerstandene“ Italien auf wissenschaftlichem Boden macht, davon liefert der „Jahreskatalog des öffentlichen Unterrichts“ eine eclatante Probe, aus der sich mancherlei Schlüsse ergeben. Denn wenn es, wie die Erfahrung zeigt, gewiß ist, daß Studium, Rünfte und Wissenschaften, um gedeihen zu können, einen geordneten politischen Bestand und bürgerlichen Wohlstand voraussetzen, so muß umgekehrt da, wo die Wissenschaft vernachlässigt wird, auch Ordnung und Wohlstand verloren gegangen sein. Im verfloßenen Schuljahre nun zählte die Universität Cagliari: 66 Professoren und 69 Studenten; die zu Camerino: 30 Professoren und 49 Studenten; die zu Macerata: 63 Professoren und 37 Studenten; die zu Sassari: 38 Pro-

essoren und 39 Studenten; die zu Urbino: 11 Professoren und 8 Studenten. Also auf 5 Universitäten: 208 Professoren und 202 Studenten. Wenn diese jungen Leuten nicht lauter Salomone werden, müssen wenigstens die hölzernen Bänke profitiren. Gletscherhafter Fortschritt!

Das Schulwesen in der Türkei befindet sich noch in einem Zustande, der die Türken in den Ruf gebracht hat, das unwissendste und brutalste Volk in Europa zu sein. Die Volksschulen befinden sich in der Regel in oder in der Nähe einer Moschee. Der Schullehrer unterrichtet 20—50 Schüler in einem gewöhnlich sehr beschränkten Lokale. Er ist ein Glied der Geistlichkeit, nimmt in der Gesellschaft einen gewissen Rang ein und wird mit Achtung behandelt. Sein Gehalt fließt aus einer milden Stiftung, die Geschenke, die er von den Kindern erhält, sind äußerst gering. Für die Knaben besteht ein Schulzwang, dem sich aber die unteren Klassen nicht unterwerfen. Nur Kaufleute, Gelehrte und Geistliche — wenn sie nicht Hauslehrer haben — halten alle ihre Kinder zum Schulbesuch an. Die Schüler lernen in der Regel nur lesen und schreiben, werden aber auch zugleich mit religiösen gesellschaftlichen Ceremonien bekannt gemacht. Die letzteren namentlich bilden einen Hauptzweig der Unterweisung. Alle Schullehrer sind Schönschreiber und auf Fertigkeit in dieser Kunst legen alle Türken das größte Gewicht. Die übrige Bildung der Lehrer ist nicht besonders zu loben, weshalb sich die Regierung bisher darauf beschränkte, für die Lehrer gute Handbücher, für die Schule gute Schulbücher fertigen zu lassen. Die Bücher erhalten Lehrer und Schüler umsonst. Eine genaue Statistik des Unterrichtswesens in der Türkei läßt sich indeß nur für Konstantinopel und Umgebung aufstellen. Nach einer Correspondenz im „Athenäum“ bestehen in Konstantinopel:

- a) türkische Schulen 280 mit 9975 Schülern und 6782 Schülerinnen,
- b) griechische Schulen 77 mit 6477 Schülern,
- c) armenische „ 37 „ 6528 „
- d) katholische „ 8 „ 509 „
- e) jüdische „ 44 „ 2552 „
- f) protestant. „ 5

Rechnet man die Schüler der höhern Schulen hinzu, so kommt in Konstantinopel und Umgegend auf 20 Knaben und Mädchen 1 Schüler und 1 Schülerin. Höhere Schulen, die den Rang unserer Gymnasien haben, giebt es im ganzen Reiche 48; 12 davon sind in Konstantinopel und haben 3271 Schüler, alle anderen zusammen 3125 Schüler. Höhere Mädchenschulen hat ebenfalls nur die Hauptstadt mit 1125 Schülerinnen. Mehrere der rohesten Stämme, z. B. die mohamedanischen Albanesen und die Kurden lassen ihre Kinder ohne allen Unterricht aufwachsen.

Aus Amerika bringen verschiedene Zeitungen der Union, so die New-York Tribüne und der Chr. Botschafter von Cleveland folgende Beiträge zur Beleuchtung der dortigen Zustände. In den Hospitälern in und bei Washington befinden sich 15,000 kranke und verwundete Soldaten, die Gesamtzahl aller in den Militärhospitälern der Union befind-

lichen Patienten wird aber gegenwärtig auf 90,000 Mann berechnet; nimmt man hinzu, daß sich außerdem in den verschiedenen Lager-Hospitälern noch mindestens 50,000 Mann befinden, so ergiebt dieses die furchtbare Summe von 140,000 kampfunfähigen Soldaten. Wie viel Tausende aber in dem unseligen Kriege bereits ihr Leben eingebüßt haben, wird schwer anzugeben sein. Und trotz dieses unsägliches Jammers noch kein Ende des Rüstens und Blutvergießens!

Aus Erfurt brachten die „Köln. Blätter“ am 29. Oktbr. d. J. die Nachricht: Nachdem der Minister der geistl. Angelegenheiten v. unterm 5. Novbr. 1863 angeordnet, daß zur Errichtung kathol. Privatschulen concessionirte Privatlehrer nur Kinder kathol. Eltern aufnehmen dürfen und Kinder aus gemischten Ehen, welche nach dem schriftlich erklärten Willen beider Eltern in der kathol. Religion erzogen werden sollen, und daß nach diesem Grundsatz künftig in allen Fällen bei Ertheilung einer Concession an Privatlehrer sowohl katholischer als evangelischer Schulen zu verfahren sei, wandte die königliche Regierung zu Erfurt unterm 23. Decbr. 1863 dieses Rescript sofort auf das seit 1667 daselbst bestehende Ursulinerkloster an.

Obige Verfügung an und für sich kann man sich gefallen lassen, obwohl sie dem Rechte der Eltern bezüglich der Erziehung zu enge Schranken zieht. Denn es ist nicht wohl abzusehen, wie man denselben, welchen Glaubens sie auch sind, verwehren will, sich beliebige Erzieher zu suchen, wenn sie nur ihren Kindern den gesetlichen Unterricht ertheilen lassen. Was aber in Obigem auffällt, ist, daß die königl. Regierung zu Erfurt das genannte Ministerial-Rescript, welches dem Wortlaute nach nur eine Wirkung für die Zukunft haben soll, auf eine Anstalt, welche seit 200 Jahren besteht, also rückwärts wirkend anwendet. Gleichwohl entließ das Ursulinerkloster seine circa 80 Schülerinnen protestant. Bekennnisse aus den Schulen und gestattete nur solchen den ferneren Aufenthalt in der Anstalt, welche auf Grund von Privatverträgen diesen zu fordern berechtigt waren. Damit jedoch nicht zufrieden, weist die königl. Regierung den Magistrat an, durch Anwendung der gesetzlichen Zwangsmittel die Anstalt willsfähig zu machen, sämtliche protestantische Schülerinnen, also auch die Pensionärinnen, zu entlassen. Sämmtliche beteiligten protestant. Eltern hatten sich — ein Zeichen hoher Anerkennung der so erprobten Erziehungstüchtigkeit des Ordens — bei Sr. Majestät dem Könige verwendet, die gegebene Anordnung abzuändern und dennoch erhielt das Kloster auf seine am 31. März d. J. beim Herrn Minister der geistlichen Angelegenheiten erhobene Beschwerde durch diesen unterm 13. Oktober abweisenden Bescheid. — Ob nun die Ministerialverfügung auch in der ganzen Monarchie ebenso interpretirt ausgeführt wird?

Diese Frage ist für die Katholiken von allgemeinerem Interesse. Der voraus behandelte Fall zeigt die amtliche Behandlung der höheren kathol. Privatschulen — und hier handelt es sich um eine solche von anerkanntester Tüchtigkeit — in einem Regierungsbezirk, in welchem die kathol. Bevölkerung sich in der Minorität befindet; sehen wir daher nach

in einem Regierungsbezirk, in welchem in noch höherem Grade die protestant. Bevölkerung durch die Zahl der Katholiken übertroffen wird. Hier nun einen Bezirk etwa der Provinz Posen wählen, wäre vielleicht unbillig, da dort auch bei den verschiedenen Nationalitäten politische Gründe wiegen könnten; deshalb können wir lediglich einen Regierungsbezirk des Rheinlandes oder den Regierungsbezirk Oppeln wählen. Letzterer liegt den Lesern dieser Blätter näher und deshalb sehen wir zu, wie hier die protestantischen concessionirten Privatschulen amtlich behandelt werden.

Der Regierungsbezirk Oppeln zählt 999,863 Katholiken und 105,665 Protestanten, nach der amtlichen letzten Zählung von 1861. Protestantische concessionirte Privatschulen finden sich außer an anderen Orten, deren Verhältnisse uns nicht bekannt sind, in

1) Larnowitz. Hier wird die Zahl der protestantischen Schülerinnen, für welche die Anstalt da sein soll, von den katholischen Schülerinnen übertroffen.

2) Leobschütz. Auch hier besuchen mehr katholische als protestantische Kinder die der protestantischen Vorsteherin Emilie Heymann concessionirte protestant. Privatschule.

3) besteht in Neustadt seit circa 10 Jahren eine protestantische höhere Töchtertschule bisher wenigstens mit katholischen Kindern, wobei wir allerdings unsere Unwissenheit darüber gestehen, ob die protestantische Vorsteherin dieser Anstalt überhaupt schon eine staatliche Concession im Besitz hat.

4) und 5) werden die „protestantischen“ Töchtertschulen in Oppeln und Ratibor von katholischen Kindern ganz im Widerspruch mit dem oben angeführten Ministerialrescript noch jetzt besucht, ohne daß man gehört hat, wie eine Ausweisung der kathol. Schülerinnen amtlich auch nur wäre verlangt worden. Wir erinnern uns vielmehr noch lebhaft daran, wie bei Errichtung einer höheren katholischen Töchtertschule in Oppeln zunächst allerlei amtlich aufgestellte Schwierigkeiten zu überwinden waren, wie diese Angelegenheit alle Instanzen durchlaufen mußte und wie noch zuletzt vor Ertheilung der mit der Clausel, evangelische Kinder nicht aufzunehmen, versehenen Concession sogar die Bedürfnisfrage verabredet wurde. Raum ein Decennium ist vorüber und die katholische Anstalt in Oppeln zählt über 100 Kinder, die protestantische 63.

Wenn hiernach die in Erfurt gegen die Ursulinerinnen-Schule angewendete amtliche Praxis auf Grund der bewegten Ministerialverfügung in gleichmäßiger Weise überall in katholischen und protestantischen Privatschulen zur Ausföhrung kommen muß, so dürfen wir demnächst in Oberschlesien allein eine recht zahlreiche Ausweisung katholischer Schülerinnen aus protestantischen derartigen Anstalten erwarten, was wir nur mit Genugthuung konstatiren werden, weil wir gegen wahrhaft paritätische Maßregeln, dem preussischen Grundsatz: *Suum cuique*! „Jedem sein Recht,“ huldigend, selbstverständlich keinen Einspruch erheben. Auch unser Wahlspruch ist: Gleiches Recht und gleiche Rechtspraxis!

Frühere Wohlthätigkeit ist oft ein rettender Engel in den Tagen späterer Noth.

In dem armen Savoyen lebte ein Mann, Namens Joseph Florval. Er hatte zwei Söhne; Wilhelm war 12, Jacob 10 Jahre alt. Nach der Sitte jenes Landes sollten die Knaben nach Frankreich reisen, um sich dort ihren Unterhalt zu suchen. Der Vater gab ihnen etwas Reisegeld mit, begleitete sie eine Strecke Weges, küßte sie weinend beim Abschiede und sprach: „Hütet Euch, daß Ihr je in eine Sünde williget, noch etwas thut, was wider Gottes Gebot ist. Betet für Eure Eltern, wir werden für Euch beten.“ Die Knaben wanderten fort und kamen endlich nach Paris. In einer Vorstadt hatten sie eine mittelbige Wittwe gefunden, bei der sie des Nachts Quartier bekamen; am Tage suchten sie sich mit ihrem Dudelsack etwas zu verdienen. Einmal spielten sie in der Straße St. Honoré. Nach ihrer Kunstanstrengung ging Wilhelm mit dem Hute in der Hand von Haus zu Haus, um einige Pfennige zu sammeln. Auf seiner Wanderung kam er vor ein großes, grün angefarbtes Haus mit einem Balkon. Ein schön gekleidetes Mädchen, von ungefähr 15 Jahren stand vor dem Fenster. Mit stehender Miene schaute Wilhelm hinauf, der mittelbige Blick des Mädchens schien etwas zu versprechen; sie wandte sich um, als wollte sie ein Geldstück holen, und wirklich warf sie etwas, in blaues Papier gewickelt, herab. Dankend nahm es Wilhelm und ging weiter. Am Abend zählten die Brüder ihre Baarschaft, und o des Glückes! in jenem blauen Papierchen befand sich ein Goldstück. Staunend, erschrocken blickten sie einander sprachlos an. Endlich rufen sie jubelnd: „Ein Goldstück! Ein Goldstück! O Gott, wie reich sind wir jetzt! Wenn das die lieben Eltern wüßten, wie würden sie sich freuen! Jetzt können wir ein anderes Geschäft anfangen und mehr verdienen.“ Nun ging's an's Aufbauen von tausend Lustschlössern. Vergnügter waren sie noch nie zu Bette gegangen; aber ehe sie sich zur Ruhe begaben, knieten sie nieder und dankten Gott für das große Glück dieses Tages. Am andern Morgen zerbrachen sie sich nach dem Gebete gleich wieder den Kopf, wie sie ihr Gold anlegen wollten. Auf einmal wird Wilhelm ganz einsilbig und sein Gesicht verfinstert sich. Auf die Frage, was ihm fehle, antwortete er: „Jakob, mir kommen Zweifel, ob wir das Goldstück behalten dürfen; ich kann's mir nicht denken, daß so viel für uns bestimmt war; die Leute haben sich gewiß vergreifen. Ist's aber unrechtmäßig, so ruht kein Segen darauf. Weißt Du noch, was der Vater uns oft gesagt hat: Bleibet stets fromm und redlich; lieber wollte ich euch auf den Kirchhof tragen sehen, als daß ihr mal als reiche Spitzbuben in Sauf und Braus lebtet.“ „Du hast Recht,“ antwortete Jakob; „wir dürfen das Goldstück nicht behalten, wir müssen's seinem Herrn wieder zustellen; wir werden auch ohne dieses Geld durchkommen, reine Hand geht ja durch's ganze Land.“ Die Brüder wanderten nun zusammen in die Stadt, um die Straße St. Honoré und das große grüne Haus mit seinem Balkon wieder aufzusuchen. Sie fanden's bald und meldeten sich beim Bedienten und baten um die Erlaubniß, mit der Herrschaft selbst zu sprechen. Der Hausherr saß mit seiner Tochter Marie, derselben, die gestern das Goldstück herabgeworfen hatte,

beim Theatrische. Er war nicht guter Laune, und nur auf Mariens Bärbitte ließ er die Savoyarden vor sich kommen. Schlichtern traten diese ein, schauten erstaunt in dem kostbaren Zimmer umher; so etwas hatten sie in ihrem Leben noch nicht gesehen. Dem Hausherrn riß der Geduldsfaden und er pläzte mit den barschen Worten heraus: „Nun wird's bald, Ihr Buben?“ Die Brüder wurden bei dieser harten Sprache noch verlegener; der eine stieß den andern an, um ihn zum Sprechen anzuspornen. Endlich, als sie durch Marie ermutigt waren, sagte Wilhelm nach ein paar tiefen Athemzügen ein Herz und sprach: „Als wir gestern hier gespielt, warfen Sie uns, Fräulein, etwas in Papier gewickelt herab. Des Abends zählten wir den Gewinnst des Tages nach und entfalteten auch jenes Papier; wir fanden ein blankes Goldstück darin. Anfangs freuten wir uns sehr über das viele Geld, nachher aber kam uns der Gedanke, Sie hätten sich gewiß vergriffen. Wollten wir nun das Geld behalten, so wären wir ja Spitzbuben. Nehmen Sie darum Ihr Goldstück wieder.“ Mit diesen Worten langte er ein Papierchen aus der Tasche, nahm das funkelnde Geld heraus und reichte es Marien. „Nehmen Sie,“ fiel Jakob ein, „das Ihrige, wir wollen lieber arm sein und bleiben, als ungerechtes Gut besitzen. Dann können wir ja, wenn wir mal wieder zu Hause kommen, Vater und Mutter nicht mit gutem Gewissen unter die Augen treten.“ Voll Verwunderung sahen Vater und Tochter die grundhehlichen Seelen an, und ersterer sprach: „Marie, solche Kinder zu haben, ist eine Hergenzlust. Ich bin schon alt und grau geworden, aber solche Ehrlichkeit ist mir meine Lebtag noch nicht vorgekommen. Darum, Marie, hole den Jungen einen tüchtigen Imbiß.“ Die Savoyarden mußten sich an einen Tisch setzen und auf mehrmaliges Nöthigen von Seiten der Tochter ließen sie auch dem Aufgetragenen die gebührende Ehre widerfahren. Nach der Mahlzeit hub Marien's Vater an: „Das Goldstück schenke ich Euch, und hier habt Ihr noch eins dazu. Wende's gut an und bleibet immer redlich.“ Eben wollten die Beschenkt ihren Dank abklaten, als Marie ihren Vater auf die Seite nahm und mit schüchternem Stimm zu ihm sprach: „Vater, ich bekam neulich von meiner Patin einen Louisd'or geschenkt, um mir einen neuen Hut zu kaufen; ich habe aber der Hüte noch genug. Nicht wahr, Vater, die armen Savoyarden können das Geld besser brauchen. Darf ich's darum —.“ „Ich verstehe,“ erwiderte der Vater, „und bin zufrieden. Diese That macht Deinem mitleidigen Herzen alle Ehre.“ Eiligen Schrittes holte die Tochter die Goldmünze aus ihrem Nähtisch und gab sie den Knaben. Sie wollten die Gabe Marien's gar nicht annehmen, weil ja das Alles des Guten zu viel; aber die freundliche Zudringlichkeit der Geberin ließ nicht nach, bis sie das Geld nahmen. Die Knaben statteten ihren Dank mit freudenthränen Augen ab und wollten sich entfernen. Da rief Marien's Vater: „Halt, Jungen, noch eine gute Lehre mit auf den Weg! Ihr müßt jetzt Euren Dudsack bei Seite werfen; legt einen kleinen Handel an. Ich kenne einen Kaufmann, mit dem ich sprechen will, und der Euch wollene Tücher bis zum Preise von 20 bis 30 Thlr. vorstrecken wird.“ Mit Freuden wurde dieser Vorschlag angenommen, und unsere Dudsackpfeifer wurden nun Handelsleute.

Gottes Segen war sichtlich mit ihnen. Sie gingen mit den Käufern und Verkäufern redlich zu Werke, und darum gewannen sie nach allen Seiten Vertrauen. Ihr Handel dehnte sich immer weiter aus; sie wurden wohlhabend, zuletzt reich. Als reiche Kaufleute ließen sie sich in Lyon nieder, begründeten einen Familienstand und nahmen ihre alten Eltern zu sich, die, wie sie sich ausdrückten, schon den Vorgesmack der Himmelsfreuden genossen. Sie blieben stets wohlthätig gegen die Armen und prägten diese Tugend auch ihren Kindern ein. Aber Eines drückte sie; sie konnten ungeachtet aller Erkundigungen ihre Wohlthäter nicht ausfindig machen, um fort und fort ihnen die schulbige Dankbarkeit zu beweisen.

Die beiden Brüder Florval hatten die Messe von Beaucaire bezogen. Jakob war Geschäfte wegen ausgegangen. Wilhelm befand sich allein im Gasthause. Da ließ sich eine Dame anmelden, Wilhelm empfing sie mit den Worten: „Was beliebt, Madame?“ Sie antwortete: „Ach, mein Herr, meine Lage ist so traurig!“ — Zener fiel ihr in die Rede: „Viele und dringende Geschäfte beanspruchen mich; wenn ich aber Ihre Noth lindern kann —“ mit diesen Worten griff er in die Tasche, um ihr Geld zu geben. Gefränkt erwiderte die Angeredete: „Ich bin keine Bettlerin.“ Der Kaufmann fluchte und sprach: „Entschuldigen Sie! reden Sie!“ — „Mein Vater,“ so erzählt die Hülfsuchende, „war ein Kapitalist in Paris. Mit seiner Bewilligung heirathete ich einen liebenswürdigen, wenn nicht armen, doch auch nicht reichen Mann, Latour, der hier in der Nähe ein Gut besaß. Mein Vater unterstützte uns, und das um so mehr, da ich sein einziges Kind war. Allein viele Kapitalien gingen ihm verloren, und zuletzt besaß er kaum so viel, um ohne Sorgen leben zu können. Wir hatten nun ein beschränktes Auskommen, und doch waren wir zufrieden, denn Golt hatte uns nach und nach vier Kinder geschenkt, die unser Glück ausmachten, bald starb mein Gatte, und da ich von der Dekonomie wenig verstand, wollte ich das kleine Gut verkaufen. Gute Freunde rathen mir aber, mit dem Verkaufe noch zu warten, da jetzt das baare Geld selten sei. Ich setzte also die Wirthschaft fort und habe müssen 1500 Thlr. zusehen. Diese ließ mir der Kaufmann Dumont von hier. Gestern erklärte mir derselbe, er müsse das Kapital in einigen Wochen zurückhaben, da er dieselbe Summe den Gebrüdern Florval, Kaufleuten aus Lyon, schulde. Meine Angst und meine Thränen rührten ihn, und er rath mir, Ihnen den Vorschlag zu machen, ob Sie meinen Wechsel statt seiner Zahlung annehmen wollen.“ — „Nein, Madame,“ erwiderte Wilhelm, „das geht nicht. Wir kennen Sie nicht und wohnen weit von hier. Wir haben bloß mit Herrn Dumont zu thun.“ Madame Latour schilderte auf's Neue ihre Verlegenheit und beklagte unter Thränen das Loos, das ihren Kindern bevorstände. Gerührt bot ihr Wilhelm ein Geschenk von 150 Thln. an und versprach weiter über diese Sache mit seinem Bruder sprechen zu wollen. In demselben Augenblicke tritt Jakob in's Zimmer. Als er hört, um was es sich handelt, schauet er der Madame Latour in's Gesicht; scheint ganz überrascht zu werden, sagt seinem Bruder einige Worte in's Ohr und geht mit ihm in ein anderes Zimmer. Da angelangt, sprach er: „Verlaß Dich darauf, es ist unsere Wohlthäterin! Weder Alter noch Kummer haben ihre Gesichtszüge

so verwechseln können, daß sie mir unkenntlich wäre.“ Beide kehren nun zur Madame Ratour zurück, knüpfen mit ihr ein Gespräch über Paris, über die Wohnung ihres Vaters und dergleichen an. Es werden auch bei dem Kaufmann Dumont Erkundigungen eingezogen: ja, es ist so. Madame Ratour ist die Wohlthäterin der beiden Savoyardenknaben. Sie wird von den beiden Kaufleuten zum Mittagessen eingeladen, und gegen Ende der Mahlzeit bringt der Kellner eine verdeckte Schüssel, deren Inhalt nach dem Willen der Gastgeber für Madame Ratour bestimmt war. Nach einigem Sträuben nimmt sie den Deckel ab, und — wer beschreibt ihr Erstaunen! — in derselben liegt ein sorgfältig zusammengeschlagenes Papier. Es war der Schuldschein der Madame Ratour an Dumont ausgestellt, und der Letztere hatte eigenhändig darunter bemerkt, daß die hier benannte Summe von den Gebrüdern Florval berichtigt sei und er an Madame Ratour keine Forderung mehr habe. „Gott, was soll das sein!“ rief Madame Ratour. „Wollen Sie wirklich mich als Ihre Schuldnerin annehmen?“ „Nein,“ lautete die Antwort, „wir schenken Ihnen diese Summe; denn sehen Sie, wir sind die beiden Savoyarden, die Ihnen und Ihrem Vater alles verdanken, was wir jetzt haben. Wir freuen uns, Gelegenheit zu haben, daß wir eine alte Schuld abtragen können.“ Madame Ratour konnte sich gar nicht fassen. Unter Freudenthränen betheuerte sie: „Täglich will ich meine Kinder zur Wohlthätigkeit ermahnen; täglich ihnen zurufen: Nehmet euch der Armen und Verlassenen an; denn frühere Wohlthätigkeit ist gar oft ein rettender Engel in den Tagen späterer Noth.“

(Kath. Ehr.)

Der König von Yvetot.

Novellette von Oswald Hande.

(Schluß.)

Und er fand sie, wie Jedermann weiß, und sogar mehrere, so daß er sie an seine Verwandte verschenkte. An dem Tage, wo der General die doppelte Krone von Frankreich und von Italien sich auf das Haupt setzte, änderte Papa Mathieu das Schild seiner Schänke und nannte sie fortan: „Zum Könige von Yvetot,“ und seine Gäste legten ihm bereitwilligst selbst diesen Titel bei, so daß er schmunzelnd meinte:

„Wir sangen unsere Dynastie Beide zu gleicher Zeit an und sind nun fast Vettern. Jetzt gilt's, wessen Regiment am längsten dauert.“

Während nun der neue Cäsar im Fluge Provinzen und Länder eroberte, um den Gliedern seiner Familie Geschenke damit zu machen, begnügte sich der bescheidene Herrscher von Yvetot damit, neben der Wirthsstube einen kleinen Tabaksladen anzulegen und eine Restauration einzurichten, deren Oberleitung er seiner Köchin Jeanneton übertrug, da seine brave Frau seit längerer Zeit kränkelte.

„Mein hoher Vetter macht allerdings seinen Weg schneller als ich,“ dachte König Mathieu bei sich selbst; „er hat fast schon ganz Europa durchzogen, während ich noch nicht den Kirchturm des Dorfes aus den Augen verloren habe; aber wer kann wissen, welcher von uns am Ende doch noch weiter kommt.“

Als der stolze Kaiser Napoleon die geliebte Gattin des Ge-

nerals Bonaparte verließ, um sich mit der Kaisertochter zu verbinden, begnügte sich Papa Mathieu, der seine theure Ehegatte verloren hatte, damit, seine Köchin Jeanneton zu sich auf den Thron zu heben, das heißt zu heirathen.

„Hm!“ sagte er dabei kopfschüttelnd, „mein Vetter gefällt mir nicht mehr, denn er vergißt seinen Ursprung, und das wird ihm Unglück bringen. Ich bleibe Mathieu, wie vorher, und meine Köchin Jeanneton gilt mir soviel als eine Erzherrzogin.“

In dieser Zeit der Triumphe und des Ruhmes für den Kaiser Napoleon wagte es Jemand, die friedlichen Tugenden des Königs von Yvetot zu besingen, auf die Gefahr hin, den kriegerischen Sinn des allmächtigen Kaisers damit zu beleidigen.

Das Lied wurde sehr populär und förderte den Schlaf des Monarchen. Er ließ den Verfasser desselben ermitteln; derselbe war ein einfacher Geschäftsmann; — wäre es ein Fürst gewesen, der Kaiser hätte ihm sicher den Krieg erklärt und ihn vielleicht entfront, aber so zweifelte er, was er thun sollte.

Man versichert, daß in diesem Augenblicke ein geistreicher Mann — wahrscheinlich Talleyrand — lächelnd zu Napoleon gesagt habe: „Sire! das Recht zu dichten ist das Einzige, was Ew. Majestät dem französischen Volke gelassen haben. Mazarin achtete es so, wie sein erlauchter Zögling, wollten Sie weniger nachsichtig gegen Ihre Unterthanen sein? Das Volk bezahlt gut, lassen Sie es immerhin dichten und singen für sein Geld; ein Lied mehr, das ist eine Verschwörung weniger.“

Dieses Liedchen machte nicht bloß am Hofe zu Versailles Sensation, nein, es ward auch für das Königreich Yvetot von größter Wichtigkeit, denn es hätte daselbst beinahe eine politische Umwälzung hervorgerufen.

Die Revolution, um welche es sich hier handelt, nimmt keine Stelle in der Geschichte ein, denn sie dauerte kaum vierundzwanzig Stunden und hatte Niemandes Tod zur Folge. Die Dorfbewohner nämlich, zu welchen das Lied gedrungen war, und die überdies das Verhältniß des Vater Mathieu zu ihrem Kaiser aus des Ersteren Erzählungen sehr wohl kannten, vereinigten sich eines schönen Tages und ernannten ihn unter den Klängen jenes Liedes feierlich zu ihrem Könige, das heißt, sie übertrugen ihm das Amt eines Ortsvorstehers, welches von dem bisherigen Inhaber desselben nicht zur Zufriedenheit des Dorfes verwaltet worden war.

Vater Mathieu nahm die Königswürde an, und setzte Niemand ab, als den Schulmeister, dessen Stelle ein Würdigerer einnahm. So ging diese Staatsumwälzung ohne jegliches Blutvergießen von Statten. . . .

Zahre mit ungeheuren Ereignissen waren vorübergegangen — die Schlacht von Waterloo war geschlagen. Der König von Yvetot soll nach derselben einen Brief an Napoleon geschrieben haben und ihm seine Staaten zur Disposition gestellt haben, aber der Brief gelangte nicht an seine Adresse, und der Kaiser schiffte sich auf dem „Vellerophon“ ein.

„Ah!“ pflegte Vater Mathieu seufzend zu sagen, „der arme Vetter! um wie viel glücklicher bin ich nun, als er. Während ich in Frieden auf meinem Dorfe regiere, sitzt er einsam auf einer fernen Insel als Gefangener. Aber warum war er auch gar so ungenügsam und ehrgeizig!“

Bermischte Nachrichten.

Groß-Glogau, 5. Novbr. Diese Blätter enthielten vor einiger Zeit einen Artikel, welcher dem Andenken eines Ehrenmannes, des jüngst verstorbenen Gymnasialdirectors Held zu Schweidnitz gewidmet war. Wenn es eine dankenswerthe Pflicht der Presse ist, Männern, die sich um das Volkswohl verdient gemacht haben, nach ihrem Austritt aus dem Leben, ein Denkmal zu setzen, so ist es doch eine ungleich angenehmere Aufgabe, von den noch Lebenden zu berichten. Wir freuen uns in dem letzteren Falle zu sein, insofern uns der heutige Tag Veranlassung giebt, auf ein würdiges Pendant des Vorgenannten die Aufmerksamkeit hinzulenken. Es ist der auch in weiteren Kreisen rühmlich bekannte Gymnasialdirector Herr Dr. Eduard Wenzel, dessen 25jähriges Jubiläum als Vorseher des hiesigen kathol. Gymnasiums heute begangen worden ist. Selten dürfte die Stadt Glogau Zeuge einer Festlichkeit gewesen sein, wie sie bei dieser Gelegenheit stattgefunden hat. Es kann nicht der Zweck gegenwärtiger Zeilen sein, die Vorzüge und Verdienste des Jubilars an's Licht zu ziehen. Für diejenigen, welche ihn kennen, bedarf es dessen nicht; der andere Theil der Leser aber dürfte durch unseren, wenn auch nur unvollständigen Bericht über den Hergang und Verlauf der Festlichkeit in den Stand gesetzt werden, das entsprechende Bild sich zu entwerfen, weshalb wir uns darauf allein beschränken.

Schon am gestrigen Abend wurde die heutige Jubelfeier durch einen imposanten Fackelzug eingeleitet, welchen die Schüler des Gymnasiums veranstaltet hatten. Gegen 48 Uhr setzte sich der lange Zug unter Vortritt eines Musikchors vom Franziskanerplatz aus in Bewegung und versammelte sich in dem großen Hofe des Collegiums. Ein Primaner hielt an den Jubilar eine Ansprache, welche dieser mit herzlichsten, väterlichen Worten erwiderte. Das Lehrercollegium sowohl als eine große Anzahl von Freunden brachte hierauf seine Glückwünsche dar und war Gelegenheit geboten, die vielen nicht weniger kostbaren als rührenden Festgaben zu betrachten, welche von nahe und fern eingegangen waren.

Der Festtag selbst wurde seitens der Anstalt durch einen Actus begangen, dem ein feierliches Hochamt in der Gymnasialkirche, celebrirt von Herrn Erzpriester Wittke, vorangegangen war. Ein zahlreicher Kreis hervorragender Persönlichkeiten des Militär- und Civilstandes hatte sich in der Aula des Gymnasiums versammelt, als der Jubilar von seinen Amtsgenossen in den Saal geleitet wurde. Zwei Primaner hielten, der eine in Versen, der andere in Prosa, Ansprachen an den Director, welche durch Form und Inhalt einen gleich günstigen Eindruck hervorriefen. Oberlehrer Prof. Uboldoph begrüßte sodann im Namen der Kollegen den Festgreis und setzte in einer längeren ebenso gebiegenen als würdigen Rede dessen Verdienste auseinander, indem er das Verhältnis des Directors zur Anstalt und der Anstalt zu ihrem Director behandelte. Wir ersahen daraus, wie sich die Anstalt unter Wenzel's Leitung von einer das Hundert kaum übersteigenden Schülerzahl bis zur Höhe von nahezu 400 emporgeschwungen hat, ungeachtet sich in nächster Nähe gleichartige Anstalten gebildet hatten — sicher der beste Beweis für

die Vortrefflichkeit der vorstehenden Kraft! Erzpriester Wittke überreichte hierauf dem Jubilar im Namen der ehemaligen Schüler eine Summe von circa 700 Thlr. mit der Bitte: dieselbe als Grundstock eines Kapitals für eine Wenzel-Stiftung zur Unterstützung armer begabter Schüler zu verwalten und zu verwenden. Auch der Sohn des Jubilars, welcher, so wie ehemals sein Vater, als Lehrer am Gymnasium zu Oppeln wirkt, war zur Festfeier herbeigeeilt und überbrachte im Namen gedachter Anstalt deren Glückwünsche und eine sauber ausgestattete Festschrift.

Nach allen diesen Beweisen von Liebe und Anhänglichkeit betrat endlich der Festgreis innig gerührt die Rederbühne, zeigte in vortrefflicher Art, wie das Ziel der wissenschaftlichen Studien darauf hingehe, für Kirche und Staat tüchtige Männer heranzubilden, und richtete tiefempfundene Dankesworte an die Versammelten, welche die Herzen so mächtig ergriffen, daß selbst Männern Thränen in den Augen standen. Namentlich rührend war es, als der Festgreis seinen Sohn in väterlich ermunternder Weise aufforderte, immer dahin zu trachten, daß unser Name, wie er sich ausdrückte, „stets einen guten Klang behalte,“ wie auch der Schluß seiner Rede, wo er sich im Rückblick auf die gesegnete Wirksamkeit mit Worten des Dankes an seinen himmlischen Vater wendete.

Was bei all diesen Reden einen besonders wohlthunenden Eindruck hervorbrachte, das war der religiöse gläubige Zug, welcher sich durch dieselben wie ein rother Faden hindurchschlängelte. Heil einer Anstalt, bei welcher diese Seite des Gemüthes von Lehrenden und Lernenden so allgemein gepflegt wird!

Die Festlichkeit des Jubeltages blieb nicht auf die engen Grenzen des Gymnasiums beschränkt. Ein Festmahl vereinigte die Spitzen aller Behörden des Ortes sowie die Freunde und Anhänger des Jubilars aus beiden Confectionen, worunter auch der Director und das Lehrercollegium des protestantischen Gymnasiums, im Ganzen circa 200 Personen in dem weiten Raume des weißen Rathhaussaales. Die Commune legte ihre Anerkennung gegen den Jubilar dadurch an den Tag, daß sie demselben das Diplom eines Ehrenbürgers der Stadt und einen Beitrag von 50 Thlrn. zur Wenzel-Stiftung überreichen ließ.

In der gemüthlichsten Weise blieb die Gesellschaft bis zum späten Abende vereint und mußte es jeder herausfinden, daß die Stimmung eine gehobene, natürlich freudige war und daß der Jubilar in allen Kreisen der Bevölkerung ein Gegenstand gleicher Achtung, Liebe und Verehrung, daß er im hohen Grade populär sei. Möge ihm nach solchem Tage noch ein langer ungetrübter Lebensabend vom Himmel beschieden sein!“

Wien. (Ciner, den 5. riert.) Am Kohlenmarkt betrachtete ein Herr die interessante Auslage eines Kunsthändlers, als er auf einmal eine fremde Hand in der Tasche spürte. Schnell drehte er sich um und sah dem Thäter, einem sogenannten „Stravanzerbuben,“ fest in's Gesicht. „Ihre Hand war in meiner Tasche!“ rief er dabei. „Und wo ist weiter?“ fragte der Er tappte ruhig. „Es derfen wegen dem net harb sein, es is jetzt im Oktober schon so kalt, daß man froh is, wann man d' Hand wohin stecken kann!“ Sprach's und verlor sich im Gedränge. Der Herr war gutmüthig genug, den Kerl nicht weiter zu verfolgen.

Wien. (Ein sparsam junges Brautpaar.) Bei zwei in der Strozsigasse in Wien wohnenden Familien, von denen die eine einen achtjährigen Sohn, die andere eine eben so alte Tochter hatte, ereignete sich eine höchst interessante Scene. Man bemerkte schon lange, daß beiden Familien täglich ein Geldbetrag bis zu 5 fl. entwendet wurde, ohne daß man den Thäter entdecken konnte. Vorgestern gelang es, das kleine Mädchen zu ertappen, als es eben wieder 1 fl. aus dem Kasten ihres Vaters nahm. Nun wurde es von demselben streng befragt, und so erfuhr man, daß es und der kleine Knabe das Geld — schon zu ihrer Heirath zusammenlegten. Man fand auch in ihrem Schuttsche und bei dem Knaben einen Betrag von 38 fl., welches Geld die Eltern den heirathslustigen Kindern natürlich wieder zurücknahmen.

Böhmen. (Dummheit und Quacksalberet.) In einem Dorfe unweit Prag litt ein Mädchen an heftigen Krämpfen. Anstatt in Prag Hilfe zu suchen, wie man es der Mutter anrieth, befolgte diese das Mittel einer Quacksalberin und setzte das Kind in siedendes Wasser. Das arme Kind wurde natürlicher Weise so verbrüht, daß es nach Prag transportirt werden mußte, wo es unter qualvollen Schmerzen den Brandwunden erlag.

Schweiz. Zu Montbey im Kanton Valais herrscht noch der schlechte Gebrauch, die Maulwürfe zu tödten und Prämien dafür zu zahlen. Der Töbter braucht nicht das ganze Thier, sondern nur den Schwanz jedes einzelnen Maulwurfs dem betreffenden Beamten vorzulegen. In kurzer Zeit hatte nun ein Angeklagter 2000 Schwänze abgeliefert. Dies war fabelhaft. Man machte aber die Entdeckung, daß der Maulwurfstöbter, um einen höheren Gewinn zu erzielen, die Schwänze künstlich anfertigte, indem er aus den Fellen seiner Opfer mittelst Pech und Eisendraht die natürliche Form des Maulwurfschwanzes in täuschender Ähnlichkeit herstellte. Seine Kunstfertigkeit brachte ihm drei Monate Gefängniß ein.

Paris. Einem Pariser Briefe der Frankfurter „Europe“ entnehmen wir die Notiz, daß Baron Rothschild in Paris jedesmal alle jüdischen Offiziere, welche am Versöhnungsfeste den Tempel besuchten, zum Diner nach dem Gottesdienste zu sich einlud. Diesmal waren es 160 Gäste.

Amerika. (Amerikanisches Heirathsgesuch im Schaltjahre.) In einem Bericht aus Californien über dortige gesellschaftliche Verhältnisse spricht sich ein Correspondent des „Ausland“ auch über die Stellung des schönen Geschlechts in dem so oft verschrieenen St. Francisco sehr günstig aus. Die Gewißheit, sich vortheilhaft verheirathen zu können, giebt den dortigen Mädchen ein gewisses Selbstgefühl. Ganz anders ist dies in New-York, wo freilich der gegenwärtige Krieg in den Vereinigten Staaten unter der Männerwelt so stark aufgeräumt hat, daß dadurch viele Tausende von Mädchen in ihren Hoffnungen betrogen wurden. Für eine Amerikanerin — so heißt es in jenem Berichte — ist dies um so empfindlicher, weil sie in einem Schaltjahre, wie das gegenwärtige, doppelte Chance zur Verheirathung zu haben glaubte; eine alte Sitte erlaubt ihnen nämlich, sich dem von ihr erkorenen Manne in solchem Jahre

gleichsam anzutragen. Als Beispiel dafür wird folgende köstliche Anzeige angeführt, welche eine Heirathslustige in Chicago in eine Zeitung inseriren ließ: „Dies ist ein Schaltjahr: Ich will nicht länger warten! Da bin ich, 21 Jahre alt, gesund, von angenehmen Außern, Mittelgröße, gut erzogen, vernünftig, mit großen, glänzenden Augen, langem, schwarzem Haare und voll Geist und Gemüth. Ich bin geboren einen Mann glücklich zu machen, und sehne mich nach einem eigenen Herde. Will mich denn Niemand haben?“ Hoffentlich wird dem braven Mädchen schon geholfen sein.

** Nach der neuesten authentischen Zählung befinden sich in Pesth 481 practicirende Advokaten. Glückliche Stadt!

Familien-Nachrichten.

Verlobt. Fr. Anna Anders, Fr. Otto Frobig, Schweidnitz. Gestorben. Vergamts-Calcul. A. Haenel, Breslau; Verm. Fr. Helene v. Fehrenheil, Breslau; Fr. Rsm. Fr. Mitmann, Waldenburg.

Verbindungs-Anzeige.

Unsere am 1. November o. vollzogene eheliche Verbindung zeigen allen Freunden und Bekannten ergebenst an: [317]

Paul Knechtel,

Maria Knechtel geb. Pajost, Breslau.

Kölner Dombau-Loose à 1 Thaler.

Bei 20 Loosen 1 frei sind fortwährend zu haben bei

[315] G. P. Aderholz in Breslau.

Kölner } à 1 Thlr. — Bei 20 Stück ein Freiloos. — Zieh. im
Dombau- } Decbr. — Hauptgew. 100,000 Thlr. — Nach ausw.
Loose } geg. Postvorsch. — Schlesinger, Breslau, Ring 52.

Große Scheitnigerstraße Nr. 31 ist eine möblirte Stube für einen oder zwei Herren zu vermieten. Näheres daselbst 2 Treppen.

W. Preuß' Sargmagazin, Kupferschmiede-Strasse 35.

Breslauer Börse vom 7. November 1864.

Freiw. Staatsanl.	4½	—	Schles. Pfandbr.	3½	90½ G.
conv. v. 50 u. 52	4	97 B.	do. Rustikal	4	99½ B.
Preuß. Anl. 1853	4	—	Schles. neue Lit. A.	4	99½ G.
Preuß. Anl. 55.56	4½	101½ B.	do. Lit. B.	4	100½ B.
Preuß. Anl. v. 59	5	106½ B.	Schles. Lit. C.	4	99½ B.
Präm.-Anl. 1855	3½	127½ B.	do. Lit. B.	3½	—
Staats-Schuldsch.	3½	90 B.	Schles. Rentenbr.	4	98½ B.
Pöfener Pfandbr.	3½	—	Pöfener Rentenbr.	4	95 B.
do. do.	4	—	Defferr. Nat.-Anl.	5	69½ B.
do. neue	4	94½ G.	Defferr. Banknoten	8½	G.

Getreide-Preise vom 7. November 1864.

W. Weizen Schff.	62-68-73	Sg.	Erbsen Schff.	60-64-70	Sg.
G. Weizen	61-64-68		Kartoffeln Sack	22-26	
Roggen	42-43-45		Raps 150 Pfd.	190-206-220	
Gerste	39-40-42		Wint.-Rüben	184-194-208	
Hafer	24-29-32		Som.-Rüben	154-174-184	

Kleeaat, rotthe, ord. 12½ — 13½ Thlr., mittlere 14 — 15½ Thlr., feine 16 — 17 Thlr.; weiße, ord. 13½ — 15½ Thlr., mittlere 16 bis 17½ Thlr., feine 18 — 19½ Thlr. per Centner.